

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Artikel: Philiskos
Autor: Krall, Emma
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571938>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

blutete, konnte auch sie ihre Liebe nicht mehr zurückdrängen, sie wollte den Bagen an sich reißen; der aber verschwand, ohne sie noch eines Blickes zu würdigen.

Dann war sie allein mit dem Herzen Jugos, das blutend in die Nacht hinaus kloppte... Es sah aus wie ein offener Granatapfel. Sie wusch es mit ihren Tränen und verschloß es in einer goldenen Kapsel, die sie fortan unter ihrem Kopfkissen verbarg.

Und immer um Mitternacht, wenn ringsum die Welt schlief, wenn der König neben ihr schnarchte, schloß die Königin die Kapsel auf, nahm das Herz heraus, legte es auf die Handfläche und sah es lange an.

Und immer um Mitternacht, wenn ringsum die Welt schlief, wenn der König neben ihr schnarchte, hielt sie das Herz an ihr Ohr und lauschte seiner Melodie; denn

es pochte immer noch, heiß, heiß: „O, du... O, du...“

Und immer um Mitternacht, wenn ringsum die Welt schlief, wenn der Gemahl neben ihr schnarchte, trank sie den Tropfen Herzblut, der daraus sickerte, schwer und langsam.

Dann verschloß sie es wieder in die Kapsel, legte sie unter das Kissen, den Kopf darauf und schlief ein...

Jugo kam noch tief in die Welt hinein, und weil er ein schönes Gesicht hatte und es verstand, die Schleppen artig zu tragen, ward er überall gern gesehen, und es weinte noch manche Königin nach seiner Liebe und weil seine Handfüße kalt und selten waren; denn sie wußten es nicht, daß sein Herz in einer goldenen Kapsel unter dem Kopfkissen einer Königin lag und noch immer blutete...

Philiskos.

Nachdruck verboten.

Erzählung von Emma Krall, Zürich.

Der Name des Ortes, wo sich die folgende Geschichte begab, ist nicht festzustellen, da die Ueberlieferung ihn nicht nennt, sondern nur mitteilt, die Begebenheiten hätten sich in einer der ionischen Ansiedlungen an der kleinasiatischen Küste zugetragen, zu einer Zeit, da jene in hoher Blüte stand. Von der später durch rauhe Nachbarn und verwildernde Einflüsse zerstörten Stadt blieb nichts als einige Sagen und, mit ihnen verwebt, die Schilderung edler Bildwerke. Diese ragten, heißt es, aus einer schwächern Zeit des Genusses oder des Duldens hervor wie eine verkörperte Erinnerung der geistigen Gewalt und aufwärtsstrebenden Tatkraft der verschwundenen griechischen Ruhmestage.

Eine der Sagen, die sich um jene Marmorbilder webten, soll hier nach erzählt werden. Sie nennt als gottbegnadeten Bildner der Kunstwerke Philiskos aus Argos, der als Jüngling in der jungen blühenden Kolonie eine Heimat suchte.

Das dort lebende Völklein, schon aus verschiedenen Griechenstämmen zusammengewachsen, dann mit der heißeren asiatischen Bevölkerung verschmolzen, erfreute sich eines rascher pulsierenden Tätigkeitstriebes, hatte aber auch eine bemerk-

barere Unbeständigkeit als die gemessenen Stammesbrüder jenseits des Ozeans. Solches warfen ihm wenigstens nicht bloß schwerfällige Denker vor, sondern auch die Freiblickendsten des griechischen Mutterlandes sahen mit einer gewissen Nachsicht zu der Tochterstadt hinüber, indem sie lächelnd die Köpfe schüttelten.

Dies tat zunächst auch der wachere Philiskos, als er aus seinem engeren Heimatlande in die genussfröhliche Stadt trat, in die ihn, wie viele andere, die Hoffnung, Ruhm und Reichtum zu erwerben, und der Ruf des tüchtigen Bildhauers Theodotos gelockt hatten. Dieser reichte ihn gleich nach den ersten Proben seiner Kunst unter seine wenigen bevorzugten Schüler ein und brachte ihm bald ein solches Vertrauen entgegen, daß er ihn vor allen andern allein in seiner Werkstatt hantieren und die wichtigsten Bestellungen vollenden ließ.

An einem der ersten Tage, da Philiskos den Vorzug genoß, in des Meisters eigener Werkstatt arbeiten zu dürfen, kam ein Mann in Handwerkertracht zum Haus des Theodotos und begehrte diesen zu sprechen. Dem Türhüter, einem behäbigen Inventarstück des Hauses, gefiel die be-

stimmte Art des Fremden nicht, und er sagte mit kalter Bornehmheit: „Der Herr empfängt keine fremden Arbeiter!“ womit er die Pforte schließen wollte. Doch jener stellte ruhig seinen Fuß auf die Schwelle, und da der Pfortner desungewohnt sich stemmte und die Türe zuzudrücken strebte, entstand ein sekundenlanger Wettkampf, nach dessen Verlauf der Fremde, ohne eine veränderte Miene zu zeigen, im Hofe vor dem empörten Würdenträger stand. Dieser erhob nun mit erhobener Gebärde seinen Stab, wurde aber kurzweg erfaßt, in die Höhe gehoben und auf die Seite gestellt, wo er sprachlos so lange verharrte, daß der Eindringling gelassen zur offenen Türe der Werkstatt schreiten konnte.

„Was willst du?“ fragte der dort beschäftigte Meister, da jener wie festgepflanzt mit verschränkten Armen, aber ohne zu sprechen, am Eingang stehen blieb. Er war ein Mann in mittleren Jahren, von kräftiger, doch unschöner Gesichtsbildung, und hinkte.

„Arbeit!“

„Was für Arbeit, was soll das?“

„Steinmeharbeit!“

„Hast du Empfehlungen?“

„Nein!“

Es lag in den kurzen Antworten durchaus nichts Unverschämtes, sondern die Schwere der Sprache paßte so wohl zu dem ganzen Wesen des Mannes, daß sie bedingt und aus diesem herausgewachsen schien, ohne irgendwie einen unangenehmen Eindruck zu machen.

„Wie soll ich dann wissen, ob du etwas taugt?“ fragte der Meister bereits freundlicher, da just die lakonische Sparsamkeit der Worte, mit der gleichsam vor und hinter ihnen sich aufstellenden Masse des Schweigens, ihm einen bedeutenden Eindruck machte, während sie ihn zugleich unterhielt.

„Versuch's!“ sagte der Mann. Hiemit legte er sein Obergewand ab und stand im Arbeitsittel, der die sehnigen Arme und eine Hälfte der gewaltigen Brust sehen ließ, bereit, sich zu bewähren.

„Soll das herein?“ Er deutete mit dem Kopf nach einem vor der Türe liegenden Marmorblock.

„Ja,“ mischte sich einer der Arbeiter,

der neben ihm stand, ins Gespräch. „Es sind aber gerade nur unser vier da, und der Block ist uns zu schwer, so warten wir bis Mittag, wo die andern kommen.“

Ohne weitere Worte zu vergeuden, trat auf diesen Bescheid der Fremde aus der Werkstatt, und den Stein in den Armen hebend, stellte er ihn ohne ein Zeichen, daß er sich des Außerordentlichen dieser Leistung bewußt sei oder das Erstaunen der Umstehenden bemerkte, an einer passenden Stelle der Werkstatt ab. „Was soll ich jetzt damit?“ fragte er und nahm einen Hammer, den einen der Arbeiter in der Ueberraschung weggelegt hatte, in die Hand, als ob es nicht anders sein könne und er bereits hier in Diensten stünde.

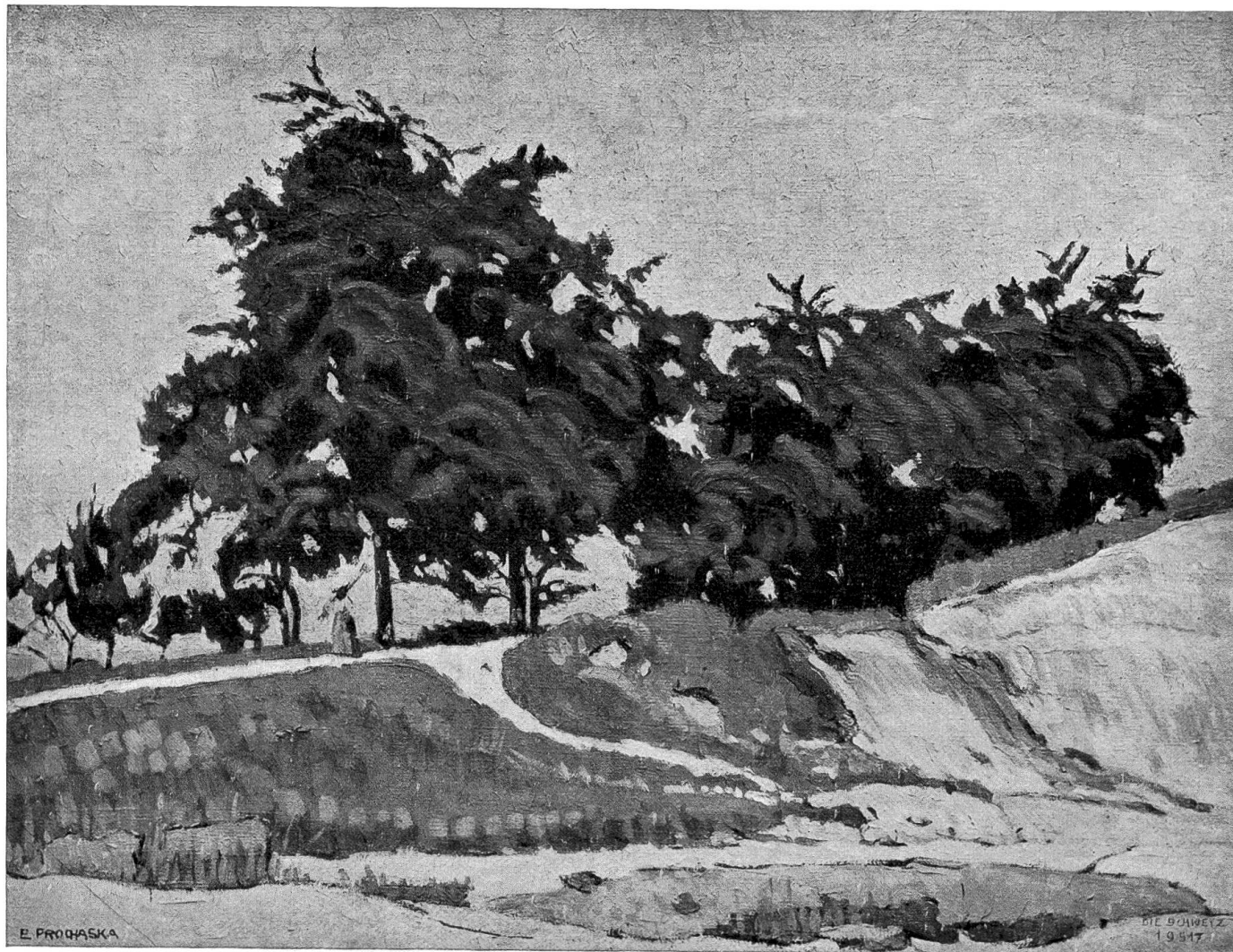
„Du solltest nach Olympia zu den Spielen gehen statt Steine zu klopfen, dann wärst du ein berühmter Mann!“ sagte Theodotos lächelnd nach einer Pause.

„Ich bin Steinmeh!“

„Es scheint mir, als ob ich dich wohl brauchen könnte!“ versetzte der Meister, der nun mit einer Art belustigter Ehrfurcht den stillen Mann besah; denn er erschien ihm wie die Verkörperung einer gewaltigen, eingedämmten und beherrschten Naturkraft, deren Eigenart ihn seltsam anzog, sodaß er ihn sogleich, ohne weitere Erkundigungen, in seinen Dienst aufnahm.

Dort tat der Mann auf das pflichttreueste seine Arbeit und legte bei den wenigen Worten, die er sprach, ein so feines Sachverständnis an den Tag, daß Philiskos, dem er eine mürrische Bevorzugung zuteil werden ließ, sich fragte, warum er seine Begabung nicht im höhern Dienste der Kunst verwende. Er gestand sich sogar, daß er von ihm gelernt habe, ob schon jener nur einer der Arbeiter war, welche die ersten Schläge in den rohen Stein tun, um die äußern Umrisse herauszuarbeiten, und die, ohne weiteres Verständnis für die Kunst besitzen zu müssen, nur als bescheidene Schleppträger in ihren Fußstapfen wandeln und ihr das Gehen etwas erleichtern.

Uebrigens sahen die Schüler des Meisters und sein dunkelhaariges Töchterlein wenig von ihm; denn es war eben jetzt eine bewegte Zeit, die auch in das



Emil Prochaska, Bern.

Bei der Kiesgrube.
Phot. Ph. & E. Lind, Zürich.

Haus des Bildners ihre Schatten warf. Er war ein scharfzüngiger Redner und furchtloser Politiker und spielte eine große Rolle in dem kleinen, aber stets lebendigen Gemeinwesen. Die Richtung, zu deren eifrigen Parteigängern Theodotos gehörte, hatte lange Zeit die Oberhand gehabt und sich in dem Bewußtsein ihrer Macht gewisse Unzukömmlichkeiten gestattet, die bald eine Mißstimmung anfauchten. Nach einem heißen Kampfe trat die gegnerische Partei als Siegerin auf den Schauplatz, und zwar, unter gewissenlosen Führern, mit so ungestümer Beteiligung des großen Haufens, daß der Boden unter den Füßen der früheren regierenden Herren heiß zu werden begann; denn zu jener Zeit verlor der Besiegte leicht nicht nur seine Würden, sondern auch seinen Kopf.

Indessen schien das Gewitter vorüberzuziehen, und man konnte hoffen, daß keine ernstere Gefahr bevorstehe. Zugleich erschien, nach verdrießlicher Regenzeit, die runde Sonne so behaglich am Himmel, als ob sie schon damals eine behäbig lachende Frau und keine pfeilwerfende oder kinderfressende Gottheit gewesen wäre. Die halb oder gar nicht bekleideten Kinder und stadtbekannten Bettler krochen mit den unzähligen schillernden Eidechsen aus ihren Schlupfwinkeln hervor. In den hellen Straßen wandelten vergnügliche Spaziergänger, die zufrieden um sich sahen, bald auf die schöne Front eines neu erbauten Hauses ihrer immer stolzer gedeihenden Stadt, bald auf die reiche Sänfte, die eine schöne Frau verbarg. Auf den blumengeschmückten Dachzinnen schlugen weiße und bunte Pfauen ihre schönsten Räder, und die marmorglänzenden Hallen leuchteten, daß es eine Lust war. Ging man in einer der schmalen Straßen an der Hinterseite der schönen Gebäude, so nickten die an den Gartenmauern überhängenden Myrten- und Drangenblüten einen Morgengruß, fröhliche Stimmen lockten mit den Vögeln um die Wette, helle Gewänder schimmerten durch dunkles Laub; kurz, es schien ein Zustand zu sein wie in den elysischen Gefilden oder in jenen, wo unsere Heiligen lustwandeln dürfen.

Auch auf den äußern Einflüssen sonst nicht so zugänglichen Philistos übte die

neuerwachte Heiterkeit der Natur mit dem wiedergewonnenen Friedebewußtsein der Stadt ihre Wirkung. Er arbeitete still in des Meisters Werkstatt. Nur jener athletische Steinmetz, von dem schon die Rede war, schaffte im selben Raume. Wie alle in der Werkstatt, hatte er einen Uebernamen und hieß demnach „der schweigsame Herakles“.

Philistos war so ungewöhnlich heiterer Laune, daß er ein Trinkliedchen zu seiner Arbeit sumnte; denn er sah, wenn er aufblickte, durch den hellbeschienenen Hof mit seinem zierlichen Säulengang, und es herrschte auch hier ein so allgemeines, stilles Wohlbefinden in der Luft, daß selbst der Löwenkopf an dem lustig murmelnden Brunnen im Hofe seine Wildheit ablegte und zu lachen schien, da auf beiden Backenknochen des grimmigen Gesichtes ein paar muntere Sonnenstrahlen ihr Wesen trieben. Philistos beendete soeben, während er an dem zierlichen Fuße einer Muse arbeitete, in Gedanken einen Apoll, für den als Hauptfigur des neuen Tempels ein Wettbewerb ausgeschrieben war, an dem sich wohl auch der Meister beteiligt hätte, wäre er nicht von seiner politischen Tätigkeit zu sehr in Anspruch genommen worden. Philistos aber sann Tag und Nacht, wie er die Mittel aufreiben könne, das kostbare Material zu erstehen, um sich an dem Kunstkampf beteiligen zu können; allein er hatte weder Vermögen noch auch, als Fremder, Kredit, und da er stolz und schüchtern war, wagte er nicht, ohne des Meisters Anregung, diesem seine kühnen Gedanken zu nennen und ihn zu bitten, ihm einen seiner herrlichen Marmorblöcke, der ihm täglich in die Augen stach, anzuvertrauen. Dennoch ließ es ihm keine Ruhe, und er hatte die Göttergestalt in Gedanken schon greifbar deutlich vor sich und war sogar soeben in aller Stille als Sieger gekrönt worden. Denn er war ebenso ehrgeizig wie begabt, und seine Phantasie flog nicht nur vor dem Meißel her, sondern baute sich, während er das ernsteste Gesicht von der Welt behielt, bei jedem Gedankengange sogleich ein fertiges lustiges Häuslein, in dem es sich gar wohl sein ließ. Dies war umso besser, da Philistos jedes Ding völliger und ernster nahm, als

für ein leichtfließendes Leben gut ist. Dieser Zug war ihm von seinen frühesten Jünglingsjahren geblieben. Sein Vater, ein als Bildhauer und Architekt hochangesehener Mann, war wegen eigenmächtiger Verwendung der Gemeingelder vor Gericht gestellt und zu schwerer Geldbuße verurteilt worden. Wenngleich er sich später als schuldlos erwies, so war das Glück der Familie doch mit dem gestörten Wohlstande und guten Namen dahin, und dem einzigen Sohne blieb ein schweres Gefühl der Unzulänglichkeit menschlicher Verhältnisse und ein überempfindlicher Stolz zurück. Dies kam zwar seinem strebsamen Geiste zugute, da er die Verpflichtung fühlte, seinen Namen sicherer und höher zu stellen, als er noch gewesen, machte ihn aber nicht eben glücklich und erfüllte ihn mit dem Wunsche, besser zu sein als seine Mitmenschen.

Wenn in solchen Gedanken eine grämliche Verurteilung oder doch ein Unterscheidungsbedürfnis von der Allgemeinheit liegt, so trat dies äußerlich sehr selten hervor. Vielmehr war es leicht, mit ihm zu leben, da er als stiller Mensch seine Betrachtungen über die Mitwelt in sich verarbeitete und selten heftig wurde. Nur wenn er sich von einem langen Aerger zu befreien hatte, verblüffte er mit einem mürrisch und kernig gesprochenen Worte die Gegner und behielt dann stets die Oberhand. Er war auch in seinen Bewegungen bedächtiger, als bei seinen Jahren nötig gewesen wäre, und da er groß und schlank daherstieg, nannten ihn seine Genossen den Storch.

Sei es nun die allgemeine Heiterkeit, die Widerspruchslustige leicht zum Anurren reizt, oder das selbstvergnügte Summen, das Philistos hören ließ und das manche nicht wohl vertragen können, kurz, plötzlich sagte eine rauhe und tiefe Stimme hinter ihm: „Du blindes Huhn!“

Die Stimme gehörte dem „schweigsamen Herakles“, und da sie in ihrer ernstesten Gewaltigkeit, selbst wenn er sie zurückhielt, stets einen eigentümlichen Nachklang hinterließ, der noch dauerte, wenn er schon lange nicht mehr sprach, trieb auch das so plötzlich dargebotene blinde Huhn sein Wesen im Geiste des nachdenklichen Philistos. Er hörte nach einiger

Zeit auf zu summen und fragte sich, ob jener ihm, in seiner mürrischen Weise, einen Wink für die Arbeit zu geben gedenke.

Allein in diesem Augenblick trat die Außenwelt, die dem Philistos im allgemeinen ziemlich abseits lag, herein, und zwar in der Gestalt von des Meisters Tochter, der jungen Theodora, die einen kleinen Imbiß brachte; denn ihr Vater gestattete nur den von ihm Erwählten, seine Werkstatt zu betreten, sodaß sie gewohnt war, ihm seine bescheidene Frühmahlzeit zu bringen. Es war daneben auch stets eine fröhliche Unterbrechung des Arbeitstages, wenn ihre freundlichen Worte ein wenig Musik in den Ernst des Schaffens brachten. Theodotos liebte seine Tochter sehr, und sein Vaterherz und sein Künstlerauge freuten sich gleichermaßen an der anmutigen Erscheinung. Auch Philistos spitzte schon immer einige Minuten vor der Zeit des Imbisses die Ohren, ob etwas herankomme, und wartete, ob es bald nach feinen Salben duften werde. Dennoch hatte er ein steifes, altmodisches Seelenzöpflein vom Vaterhause mithinübergebracht, das sich tadelnd hin- und herbewegte, wenn des Mädchens sorgloses Lachen ertönte.

Er war es aber doch wohl zufrieden, daß er eine bestellte Arbeit schnell, statt des Meisters, zu vollenden hatte und sich zu längerer Rast keine Zeit gönnen durfte; denn nun brachte Theodora auch ihm, nach alter Gewohnheit, sein Essen, wie sie das bei ihrem Vater gewohnt war, ohne daß eines von den jungen Leuten sich etwas dabei dachte.

Als das Mädchen aber heute hereinkam, fiel es dem Philistos plötzlich ein, daß sein Genosse vielleicht nicht an den von ihm bearbeiteten Stein gedacht haben mochte, als er ihn blind schalt, sondern an das anmutige Leben, das nun neben ihm stand, und ohne weitem Grund errötete er langsam bis unter die Haarwurzeln; denn er hatte ein so fein fühlendes Herz wie ein Mädchen, und da dies im stillen schon nach der Richtung deutete, auf die man ihn nun hinwies, wurde er so verlegen, daß er der lieblichen Erscheinung nicht einmal einen Blick gönnte und nur ein kurzes, kaltes Dankwort hören ließ.

Da er sie in letzter Zeit immer mit irgend welchen Bemerkungen ein wenig aufzuhalten liebte und dies nun an diesem und am nächsten Tage, in Anbetracht der ihm eigenen steifbeinigen Schüchternheit unterließ, wurde Theodora ebenfalls schüchtern und, nachdem sie am zweiten Tage noch kurz verweilt hatte, stellte sie am dritten nur geschwind das Brett mit Krug und Teller auf einen der umstehenden Arbeitsschemel und verschwand.

Dies gefiel dem stillen Philiskos durchaus nicht, und da er sich genügend kannte, um zu wissen, daß er sich auch diesmal nicht zu einem Worte bringen könne, da seine Stimme wahrscheinlich gezittert hätte, erkannte er eine List.

Als Theodora eintrat und ihr Brett auf dem neben ihm stehenden einzig freien Schemel abstellte, ohne aufzusehen, gab er ihr, als ob er es in Gedanken täte, zwei Abgußstücke, an denen er eben arbeitete, in die Hände. Und, wirklich in Gedanken, nahm sie diese und stand damit vor ihm, sie vorsichtig haltend; denn sie wußte nicht, was sie damit machen sollte. Dabei sah er sie, zum ersten Mal seit längerer Zeit, wieder recht an, und zwar, wie sie sogleich fühlte, mit veränderten Blicken, denn er hatte sich in den letzten Tagen, in denen er in Gedanken stündlich mit ihr verkehrte und sie stets vor Augen hatte, ernstlich in sie verliebt.

Als sie nun wie eine Gefesselte vor ihm stand, errötete sie tiefer und tiefer, während die schwarzen Wimpern wie angewachsen auf den Wangen ruhten und sie sich unbeweglich hielt, aus Angst, die großen Stücke fallen zu lassen oder vor Aerger und Verlegenheit zu weinen. Der Ausdruck des lebhaften dunkeln Gesichtes war in seiner ungewohnten Hilflosigkeit so rührend, daß Philiskos, obwohl sein Herz mit einem Mal heftig zu schlagen begann, den Blick abwandte, um sie zu befreien, und ihr mit einem leisen Dankworte die Stücke aus der Hand nahm. Sie schlug aber die Augen, die nun voll von zornigen Tränen standen, nicht auf, sondern flüchtete hinaus, und am nächsten Tage stellte sie das Brett nur noch an die Türe; denn obwohl sie gern hineingegangen wäre, schämte sie sich vor dem fremden Manne, der außer Philiskos

noch in der Werkstatt war, und fast noch mehr vor ihm selbst.

Sie sahen sich nun manchen Tag gar nicht, und Philiskos hatte Zeit gehabt, sich abzukühlen. In der Werkstatt aber stand ein sonderbar liebliches Amazonenköpfchen, zu dem der Meister die Tochter als Modell gewählt hatte. Abweichend von ihrem sonstigen Brauche trug Theodora auf diesem Bildnisse die Lockenhaare ungebunden, aber ganz aus dem Gesicht gestrichen und zeigte über den lieben ruhigen Augen die Stirn einer kleinen Löwin; denn die an den Schläfen mit eigentümlicher Anmut fest geschmiegt Haarringe verengerten die Stirn und strebten in der Mitte als kurze, zornige Flämmlein aufwärts. Philiskos mußte aber so oft überlegen, wie sich dies eigentümliche Geringel wohl in natura zeige, wenn es gelöst sei, und zwar von seinen eigenen geschickten Fingern, daß ihn dies Problem von der Arbeit abzog, und da es nicht zu enträtseln war, befiel ihn eine schwere Sehnsucht nach dem Anblick des ganzen Mädchens, zu dem es gehörte.

Viel öfter, als er selbst wußte, stand er deshalb, wenn er allein war, vor ihrem Bildnis. Außerdem hatte er sich eine Uhr eingerichtet, indem er die geduldige Amazone allmählich so geschoben hatte, daß die Sonnenstrahlen zu bestimmten Minuten auf den Lippen spielten, sodaß diese ihm dann freundlich zu verkünden schienen, welche Zeit es sei. Er konnte auch durchaus nicht ertragen, daß Lehmklumpen, feuchte Tücher oder ähnliches seine Sonnenuhr umlagerten, wiewohl er derlei Werkstattunordnung sonst nie bemerkt hatte. Als er aber einem Arbeiter ein solches nasses Tuch vor die Füße geworfen, daß es klatschte, wobei er ihn kurz einen rohen Burschen nannte, wurde er sehr nachdenklich über sich. Denn er hatte bisher ein bestimmtes System gehabt, für alles, was nicht seine Kunst betraf: nämlich eine einzige, wiederkehrende Handbewegung, mit der er sozusagen unter den Tischkehrte, was ihn von der Arbeit abziehen wollte. Bei der musenähnlichen Tochter seines Meisters aber, obwohl sie so zart war, wollte dies durchaus nicht glücken wie gelegentlich bei andern Frauen. Und das war sehr quälend.

Ganz plötzlich kam Philistos deshalb zu einem seiner Entschlüsse; wie Sokrates hatte er nämlich ein „Daimonion“, das ihm Ratschläge und Warnungen zuteil werden ließ. Nur daß es bei ihm nicht ganz unvermittelt kam, sondern das plötzlich ins Bewußtsein tretende Resultat von Vorstellungen war, die langsam unter der Schwelle gearbeitet hatten und sich mit den ihm bewußten Gedanken mit einem Schlage vereinigten. Diese Eingebungen setzten ihn aber nie in Erstaunen und rissen ihn nicht mit, sondern er sah sie ruhig an und erfaßte sie erst; dann jedoch ließ er sie regieren, ohne zu schwanken, als eine Art Orakelsprüche. Auch diesmal, und zwar als Theodotos gerade wieder verreist war, ging also ein solches großes Licht in Philistos auf. Nachdenklich holte er das Frühstück, das als fortdauernde Kriegserklärung vor der Türe stand, und hielt dann einige Augenblicke einen herrlichen Apfel sinnend in der Hand, der trotz aller Feindschaft so sorglich ausgesucht schien wie für den Meister selber. Er verzehrte ihn nun nicht, sondern zeichnete vorsichtig mit dem Messer etwas in die duftende Schale und rieb es dann mit Farbe ein, sodaß die Zeichen deutlich und schön standen. Hierauf polierte er mit dem Zipfel seines Arbeitskittels, in selbstvergessenem Sinnen, die schöne Frucht wieder und wieder, daß sie schon längst spiegelte wie eine Goldkugel und sich sehen lassen konnte vor Göttern und Menschen, während das in seiner Seele aufgegangene Licht ihm dazu leuchtete. Er ließ dies auch nicht ausgehen, sondern, wie er ging und stand, verließ er rasch die Werkstatt und drang unerwartet in den Garten ein, in welchem er Theodora vermutete. Es war dort ein Platz für die größten der Marmorblöcke, und er hatte doch manchmal da zu schaffen, wenn er einen Stein aussuchte. Sein scharfes Auge erkannte das helle Gewand der Gesuchten sogleich an dem entfernten Ende des umgrenzten grünen Raumes, wo eine kleine Erhöhung, von den schlanken Stämmen der Orangenbäume eingeschlossen, eine Art duftender Laube bildete. Dort saß Theodora oft, mit dem Bemalen jener feinen Vasen beschäftigt, die wir noch jetzt mit Bewunderung betrachten wegen der

hohen künstlerischen Einsicht, die auch diese bescheidene Arbeit jener reichen Zeit beweist. Sogleich ging er raschen Schrittes auf die Laube zu und sah, daß Theodora, als sie ihn erblickte, den Pinsel hinlegte und rasch aufstand, als ob sie fortgehen wolle, sich aber dann wieder auf das Bänkchen setzte und eifrig mit ihrer Arbeit beschäftigte. Er blieb am Eingang der Laube stehen und sagte in gewöhnlichem, ruhigem Ton: „Verzeih, daß ich dich hier störe; aber da auch dein Vater Wert auf deine Ansichten legt, wollte ich dich bitten, mir einen Rat zu geben.“ Er bemerkte, daß ein rasches Rot über ihr Gesicht ging; doch die Augen unter den braunen Locken blieben fest auf die Arbeit geheftet, indes er aus der Entfernung zu ihr hinsah und hoffte, sie werde bald aufschauen.

Die Orangenblüten über ihren Häuptern ließen leise einige Blättlein fallen, und die zwischen dem dunkeln Laub irrenden Sonnenstrahlen spielten auf ihren Haaren; sonst bewegte sich nichts in der schwülen Stille als die klopfenden Herzen der beiden.

„Ich soll die Ueberredung im Gefolge der Hera Teleia darstellen,“ begann er wieder, „die ein Mädchen zur Ehe führen soll. Sie reicht dem Mädchen einen Apfel. Was denkst du zu dieser Inschrift dafür?“

Er hatte ganz ruhig und sachlich gesprochen und legte nun einen wirklichen Apfel neben ihr Farbenschälchen auf den Tisch. Ueberrascht und zögernd sah sie hin; aber dann, als Philistos beharrlich stehen blieb und sein Schweigen die Worte mehrfach unterstrichen hatte, legte sie ihren Pinsel weg und nahm vorsichtig die Frucht, als ob sie ein Tierlein sei, das vielleicht beißen könne. Halblaut begann sie die rund um die duftende Schale gerichteten Worte zu entziffern, wobei sie den Apfel langsam drehen mußte.

„Warte!“ unterbrach Philistos sie hastig und errötete heftig. „Nies erst laut, wenn du siehst, daß du einverstanden bist!“

Auf dem Apfel aber war zu lesen: „Ich verspreche mich dem Philistos zu vermählen.“ Dieser stand nun wieder am Eingang der Laube, und zwar, nach der strengen Disziplin seiner Erziehung, so steif und unbeweglich wie eine Schildwache. Nur ein Orangenbäumchen bekam

etwas von seiner Leidenschaftlichkeit zu fühlen, als das inhaltschwere Schweigen länger dauerte. Denn nun legte er doch seine Hand fest um den schmalen Stamm neben sich, damit er es besser aushalte, so entfernt von der Geliebten zu verharren. Er hatte gemeint, alles müsse leicht gehen bei dem Leuchten ihrer freundlichen Augen, die ihn in seinen stillen Gedanken stets ermuntert hatten; aber nun blieben sie leider gesenkt. Ein schwerer Druck legte sich auf seine Brust. Er stand noch einige stille Augenblicke, die ihn unerträglich deuchten; denn bei einer unerschöpflichen Geduld für seine Kunst hatte er sonst eine äußerst summarische Art bei allem, was ihn aufregte. Ein tieferes Eingehen in die Gedanken anderer, wenn sie nicht mit seinem Beruf zusammenhingen, war deshalb nicht eben seine Sache. So bedachte er auch nicht, daß Theodora allerdings ein wenig Zeit brauchen werde, um ihre Ueberraschung zu meistern, und meinte, mit dieser Hoffnung sei es ein für allemal vorbei. Indem er langsam die Hand von dem Stämmchen löste, wobei es ihm schien, als wenn er sich auch für immer von diesem Traume losriße, tat es ihm besonders weh, daß sie ihn für einen Unverschämten halten werde, da es ja ganz unüblich war, eine Werbung an ein Mädchen selbst zu richten. Darum sagte er gepreßt: „Zürne mir nicht, Theodora, und lebe wohl!“ und damit wandte er sich zum Gehen.

Doch noch einmal blieb er stehen, um ihren Anblick ein letztes Mal ins Herz zu schließen; denn es war übergelb von wehmütiger Liebe. Sie hatte ihre Stellung nicht geändert, allein nun las sie leise, aber ganz hörbar und ohne aufzusehen: „Ich verspreche, daß ich mich . . .“ — womit die Situation geklärt und er in einem Augenblicke neben ihr war.

Aber als sie nach einigen Minuten noch zusammen auf dem Bänkehen saßen, fragte Philistos nochmals, mit dem ihm eigenen Mißtrauen gegen ein gütiges Geschick, ob sie sich ernstlich getraue, zu ihm zu halten, obwohl er nicht nur arm, sondern auch nicht Bürger sei. „Ich will mich ja anstrengen Tag und Nacht, damit dein Vater dich mir zum Weibe gibt, aber ich mußte schon jetzt fragen, damit ich wieder schlafen und ar-

beiten kann. Ich hoffe wohl, daß ich etwas Rechtes werde. Lies noch einmal, Theodora!“ bat er.

Sie tat es, und es war dem Schweig-samen und Einsamen, als fielen Fesseln von ihm ab, als er nun der Geliebten erzählte, wie sie in sein Herz eingefallen sei gleich einem tanzenden Sonnenstrahl, der erst nur unruhig gespielt und geleuchtet habe, bis der mürrische Geselle mit einer seiner dröhnenden Brummereien ihn aufgerüttelt habe. Wie er aber nun erst verstehe, was ihr Vater gemeint habe, als er sagte: „Werde sonniger, sonniger!“ weil nun die Liebe, wie der herrliche Sonnengott selbst, als gewaltiger Feuerstrom sein Inneres durchflute, sodaß die Gestaltung seines ganzen Lebens verändert sei und er es sich ohne diese Helle seines Innern kaum mehr vorstellen könne. Plötzlich sei ihm heute die Sicherheit geworden, daß er ein Ende seiner Zerkahrenheit machen und den Entscheid in ihre eigenen Hände legen müsse. Denn sie sei anders als die andern.

Er sprach in einer Weise, wie er nie in seinem Leben geredet hatte, und fast war es ihm, als ob nicht er, sondern die Geliebte alles entdeckt habe und es nun in ihrer lieblichen Art erzähle, während sie doch nur zuhörte, aber ebenfalls in einer besondern Weise; denn jedes seiner Worte hatte eine eigene Bedeutung und Wichtigkeit, ja sogar jeder Ton, der aus der Ferne an ihr Ohr drang, während er zu ihr sprach, klang dabei mit. Es war, als ob sie alles andere, was um sie war und vorging, noch mit andern Sinnen hörten, sähen und fühlten.

So blieben sie eine Weile zusammen, redend oder schweigend, als ob sie in einer weiten stillen Glasglocke säßen, in der sie wohlgeborgen sich ganz allein ausruhten, während sie der Welt durch die glänzenden Scheiben zusahen und sich doch auch an ihr erfreuten. Sie gaben sich dem Bewußtsein, sich nun so schön zusammengefunden zu haben, mit umso größerer Zufriedenheit hin, als sie sich durch die Verschiedenheit ihrer Erziehung lange nicht hatten näherkommen können, während sie doch die Unruhe der beginnenden Liebe schon empfunden hatten. Denn Philistos war gewöhnt, ehr-

bare Frauen nur etwa bei festlichen Aufzügen unverhüllt und auch dann unter fester Regel zu sehen, und hatte von Kindheit an sein Ideal eines Weibes danach eingerichtet.

Theodoras Unbefangenheit befremdete ihn daher im Anfang, und er sah mit Erstaunen ihre bescheidene Selbständigkeit und ihr ungewöhnliches, vom Vater ererbtes Talent, durch das er täglich an sie erinnert wurde. Denn er fand ihre anmutigen kleinen Tierplastiken in den Händen aller Kinder der Nachbarstraßen, und das palastartige Haus des Bildhauers wurde deshalb stets von habgierigen Kleinen belagert. An den festgesetzten Verteilungstagen gab es auch immer ein großes Lärmen und Jubeln mit blöfenden, grunzenden und gackernden Zwischenfällen; denn die Spenderin der Tonfigürchen ahmte die Stimmen der Tiere ebenso hübsch nach wie ihre Körper und machte dadurch die Schar der kleinen Besucher höchst übermütig. Philistos aber horchte dann kopfschüttelnd in seiner Werkstatt, ob er nun wohl auch etwas wie seine eigenen Laute vernehmen solle; denn er hatte im Anfange seines Aufenthaltes hier einen kleinen Burschen getroffen, der ein verdächtiges Relief in den Fäustchen hielt. Es stellte einen Dorfschulzen vor, der statt Haaren einen Hahnenkamm hatte und äußerst steifbeinig, gravitatisch mit einem Stod einherschritt. Der kunstgeübte Philistos erkannte sofort eine schlimme und äußerst geniale Abbildung von sich selbst darin. Indem er sie prüfend in die Hand nahm, besann er sich, warum nur er als einseitiges Relief umherwandeln müsse, da alle andern Werkchen dieser Hand Vollfiguren waren, und wurde sich erst nach einigen Tagen plötzlich bewußt, daß auch dies schändliche Absicht sei und wohl besagen wolle, daß er der tüdtschen jungen Theodora bis jetzt nur die Ansicht seines Profiles gegönnt und noch kein Wort an sie gerichtet habe. Diese Erkenntnis verwunderte ihn sehr, da er ihre Züge und Gebärden erstaunlich gut im Gedächtnis hatte und also doch wohl beide Augen benützt haben mußte, um sie gelegentlich zu betrachten, änderte aber lange Zeit nichts an seinem Benehmen; denn er liebte nicht, sich ohne weiteres umstimmen zu

lassen, und noch dazu von einem Weibe. Davon unbehindert strahlte die Sonne von Theodoras Fröhlichkeit über dem Hause, dessen eigentliche Herrin sie war; denn eine Base des Meisters war nur da, weil nach dem frühen Tod von Theodoras Mutter eine ältere Frau zur Leitung des Hauswesens und des Mädchens, dem Herkommen nach, zugegen sein mußte. Sie kaute, betete und schlief aber tagsüber und ist nur insofern der Beachtung wert, als ihre Bequemlichkeit der jungen Theodora eine Freiheit einräumte, die sie sonst nicht hätte haben können und unter deren Genuß sie so selbständig freudig emporblühte wie die stolzen jungen Palmen ihres Gartens.

Als Philistos den Tag nach seiner Besprechung mit Theodora des Meisters habhaft werden konnte und ihm seine Vermählungswünsche offenbarte, entgegnete dieser dem jungen Bewerber kurz, daß er ihn zwar als Künstler hochschätze und in jeder Weise ermutigt habe, daß dies aber kein Grund sei, sein einziges Kind einem unbemittelten Fremden zu geben.

Philistos, der dies und auch den ernst zurückweisenden Blick des Meisters ungefähr vorausgesehen hatte, fragte, während er über seine eigene Kühnheit doch ein wenig erschraf, weil sie ihm selbst wie eine unverschämte Prahlerei in den Ohren klang: „Darf ich die Jungfrau heimführen, wenn ich als erster Bildhauer gekrönt werde?“

„Dann wäre es allerdings wahrscheinlich, daß du Bürger würdest,“ antwortete Theodotos, indem er den sonst so bescheidenen Jünger mit großen Augen ansah, und der ganze Stolz und die Unnahbarkeit des Bürgertums, dessen Gesetz die eigenen Enkel aus Ehen mit Fremden als illegitim erklärte, lag in seinem Ton und in den Worten. „Über hüte dich, daß du kein eittler Prahlhans wirst, ehe du das erreichst, was du anstrebst!“

Philistos ließ sich diesen Tadel ruhig gefallen, da er ihn als gerechtfertigt erkannte, wie die Dinge äußerlich lagen. Doch war er im Herzen frohen Mutes, da er sich keiner Ueberhebung bewußt war, sondern nur, ohne die vermittelnden Sätze zu sprechen, das Ende einer Gedankenreihe ausgestoßen hatte, die in der vergangenen

Nacht so gründlich von ihm verarbeitet worden war, daß er sie als allen geläufig ansah.

Als er nämlich Theodora mit bedenklichem Gesichte gefragt hatte, was wohl ihr Vater sagen werde, wenn er mit seiner Werbung vortrete, erwiderte diese nach einigem Besinnen: „Gewinne den Apollonpreis, und er wird dich so hoch halten, daß wir keine Angst haben müssen!“

„Gewinne den Preis! Das ist wohl eine Kleinigkeit, wie zu Mittag zu essen!“

„Ich weiß aber, daß du den Preis gewinnen wirst!“ beharrte Theodora, und Philiskos fühlte etwas von dem heftigen und durchgreifenden Wesen ihres Vaters in den Worten und in den Augen, die in einem eigentümlichen Ausdruck liebenden Befehles leuchteten. Er antwortete nichts, aber der Blick und das Wort verfolgten ihn den ganzen Tag.

„Ich möchte wohl wissen, wer den Preis gewinnt!“ sagte er am Abend zu jenem schweigsamen Steinmetz, als er mit ihm aus der Werkstatt trat, und wartete mit Spannung auf die Antwort.

„Wenn du, statt nur mit dem Kopf zu arbeiten, endlich die Hände zu Hilfe nimmst — du!“ erwiderte dieser gelassen.

Philiskos errötete vor Freude, als er von der Erfahrung, wie von einem rauhen Echo, die Worte bekräftigt hörte, die vorher von der Liebe gesprochen, noch heimlich in seinem Herzen jubilierten. Er gab keine Antwort, sondern ging bis nach Mitternacht in den Straßen umher, das in seiner Phantasie schon gewordene Bild vervollständigend und mit einem Gefühle, als ob er nicht auf Erden wandle, sondern von Adlerflügeln getragen werde. In solcher Stimmung hatte er seine Werbung bei Theodotos vorgebracht.

Gleich am nächsten Morgen ging er zu einem Marmorverkäufer, mit dem er schon öfter für den Meister verhandelt hatte, und stellte diesem, nachdem er einen kostbaren Stein ausgewählt, für zwei Jahre seine ganze Arbeitskraft zur Verfügung, falls er nach der Preisverteilung nicht imstande sei, die Schuld zu berichtigen. Er hatte dann freilich ein Gefühl, als ob er sich selbst eine Hand abgeschnitten habe; denn er verpflichtete sich zu nichts Geringerem als zu Sklavendiensten bei

einem gewissenlosen Geldmacher. Aber sein Mut und seine Zuversicht befestigten sich bald wieder.

„Höre,“ sagte Theodoras Vater zu ihr, als Philiskos seine Werbung vorgebracht hatte, „unserm Philiskos ist mein Lob zu Kopfe gestiegen. Ich habe ihn allein walten lassen und seine Arbeiten lange nicht gesehen. Er befindet sich in einem närrischen Stadium und meint, kaum daß der erste Bart ihm abgenommen ist, zu sein, was er in Jahren werden kann. Ich will, daß er dich bis zur Preisverteilung durchaus nicht sieht. Da wird er kuriert und wieder ordentlich werden!“

Da die Tochter ihre eigenen Ansichten über diesen Punkt hatte, schwieg sie und ließ dem Philiskos ein Briefchen zukommen, in dem sie ihm schrieb, daß sie sich auf Wunsch ihres Vaters vorläufig nicht sehen sollten. Sie wollten sich auch nicht wieder schreiben, obwohl ihr nicht verwehrt sei, an ihn zu denken, was sie zu tun verspreche.

Der Brief war in seiner Schlichtheit doch so innig geschrieben, daß Philiskos, obwohl der Inhalt des Schreibens ihn betrübte, sie noch mehr zu lieben meinte und noch klarer zu der Einsicht kam, daß er alles aufbieten müsse, solch reichen Gutes wert zu sein. Da ihm verwehrt war, auf andere Weise mit ihr zu verkehren, begnügte er sich mit einer kurzen schriftlichen Antwort, bat aber seine Mutter, die mit ihm in die neue Heimat gezogen war, das ihm verbotene Paradiesgärtlein aufzusuchen, damit er doch von der Geliebten höre und in einer Art äußern Zusammenhangs mit ihr bliebe.

Indessen sollte dieses Hilfsmittel ihm mehr Schmerz als Freude bereiten. Denn die alte Frau war in der Stille ihres Frauengemachs allmählich ein wenig erstarrt und konnte sich eine tüchtige Frau nicht vorstellen ohne eine gewisse Grämlichkeit, die manche als Zeichen innern Ernstes aufzusteden lieben. Wenn nun Theodora die erneute Angst um ihren Vater mit dem traurigen Gefühl ihrer Einsamkeit und der Sehnsucht nach ihrem Geliebten immer drückender empfand, je mehr Monat auf Monat verstrich, ohne daß sie Philiskos sah, so brach die helle Sonne dieser glücklichen und starken Natur

immer wieder durch, wenn sie nur ein Zipfelchen des Glückes erblicken konnte. Als solches aber erschien ihr stets der erste aus dem Schleier gewickelte Teil von dem Gesichte der alten und steifen Frau, die doch eine Erinnerung an ihren Philistos mitbrachte und von ihm sprach. Sie sah daher stets so glücklich aus, wenn seine Mutter kam, daß diese ihren Verdacht, ein oberflächliches Pflänzchen des übelbeleumdeten Kolonistenwesens vor sich zu sehen, bestätigt fand und immer ärgerlicher wurde, daß ein Mädchen die volle Liebe ihres Sohnes besitzen sollte, das die Trennung von ihm so leicht ertrug und der

selbst die Sorge um den eigenen Vater nichts anhaben konnte.

Man begann nämlich in der Stadt allgemach wieder gegen die frühern Leiter der staatlichen Angelegenheiten zu hehen und das schwankende Volk aufzuregen, sodaß vielfach verlautete, die Führer sollten demnächst vor ein Volksgericht gestellt werden. Da die Anklage in diesem Falle als auf „ein Vergehen gegen das Volk“ ging, war die Lage von hohem Ernste; denn auf diese Schuld stand, ohne Zulassung von Milderungsgründen, der Tod.

(Schluß folgt).

Auf dem Wachtposten

Stundenlang im Feld auf ihren Posten
 Stehn sie. Warten, ob aus schneeiger Wolke
 Ihnen jäh der Feind entgegenreite
 Oder tödlich Blei sie tückisch strecke.
 Frost und Müde lähmt die schweren Glieder,
 Bannt die Augen, und sie schaun im Weißen:

Warme, satte Sommerwiesen,
 Die im Sonnenglanze leuchten,
 Blumenübersäte Hänge,
 Herden, die am Waldsaum rasten,
 Eines Dorfs behäbige Gassen.
 Zwischen braunen trauten Häusern
 Altbekannte Kraftgestalten,
 Altbekannte Angesichter,
 Die vom Schweiß der Arbeit glänzen
 Und von einer stillen Freude.
 Glocken läuten. Tiefe Stimmen
 Tragen ihren Abendsegen
 Ueber all die bergenden Dächer,
 Ueber all das Land im Frieden...

Vögel kreischen. Heulend jagt der Schneesturm
 Flocken her aus endlos weißer Ebene,
 Daß die Lippen, daß die Augen brennen
 Und vor kaltem Naß die Glieder schmerzen.
 Hier ein Seufzen, dort ein lautes Stöhnen.
 Jetzt ein dumpfer Laut... Kanonendonner
 Von der nahen Schlacht...

Helene Ziegler, Zürich.